

Die Produktion von Präsenz in Meister Eckharts *„rede der unterscheidunge“*

In Anbetracht der Omnipräsenz des Göttlichen stellt sich für Eckhart in den *„rede der unterscheidunge“* die Frage nach der Erfahrbarkeit dieser Präsenz. In Kapitel 11 thematisiert Eckhart dieses Problem folgendermaßen: *“Daz enpfinden des gemüetes daz misset sin underwilen und waenet dicke, got si vür gegangen. Waz solt du denne tuon?”*¹ Zu überlegen ist daher, so Eckharts Frage, ob und wie der Mensch dazu beitragen kann, dass vom präsenten Göttlichen eine wahrnehmbare Wirkung auf den menschlichen Körper ausgeht bzw. so intensiviert wird, dass aufgrund dieser Wirkung die Gegenwart des Göttlichen für einen Menschen manifest wird². In den *„rede der unterscheidunge“* finden sich dazu verschiedene Aspekte: Zentral ist vor allem eine Neuorientierung des Menschen von der Fixierung auf alles Kreatürliche weg zur Fokussierung auf das Göttliche – in Distanzierung von aller Selbstbezüglichkeit zugunsten einer Assimilierung und einer Konvergenz mit dem Göttlichen. Dies verlangt einen existentiellen Umbau des menschlichen Bewusstseinssystems. Dieser Umbau soll im Folgenden genauer beschrieben werden:

1) Eckhart modelliert in den *„rede der unterscheidunge“* u.a. anhand von räumlichen Relationen diesen Umbau. Insofern es generell zur Vorstellung abstrakter Sachverhalte gehört, dass der Mensch

¹ Meister Eckharts Traktate, ed. u. übers. v. J. Quint (Meister Eckhart, Die deutschen und lateinischen Werke, ed. im Auftrage der Deutschen Forschungsgemeinschaft: Die deutschen Werke, vol. 5 (= DW V): Die rede der unterscheidunge (= RdU). Stuttgart 1963, DW V,185,1-309,5), hier c. 11 (DW V, 224,9-11). Übersetzung *ibid.* S. 515: „Wohl aber vermisst ihn (= Gott) das Empfinden des Gemütes zuweilen und wähnt oft, Gott sei fortgegangen. Was sollst du dann tun?“

² Hans Ulrich Gumbrecht, *Diesseits der Hermeneutik*, S. 11: „Der Ausdruck ‚Produktion von Präsenz‘ (verweist) auf alle möglichen Ereignisse und Prozesse, bei denen die Wirkung ‚präsenster‘ Gegenstände auf menschliche Körper ausgelöst oder intensiviert wird.“

Einstellungen, Werten und den Relationen zwischen ihnen räumliche Konturen verleiht, liegt es für die ‚rede der unterscheidunge‘ nahe³, aufgrund affiner Merkmale die Gesamtheit homogener Objekte sowie die Relationen zwischen ihnen im Kontext der Raumtheorie von Jurij M. Lotman als semantischen Raum zu beobachten. Dies eröffnet zugleich die Möglichkeit, den dazu in Opposition stehenden semantischen Raum mit der Gesamtheit der für ihn typischen Objekte in gleicher Weise zu beobachten sowie die Beziehung, insbesondere das Beziehungshandeln des Menschen, zwischen den beiden oppositionellen semantischen Räumen in Hinblick auf die Erfahrung göttlicher Präsenz vertieft zu erfassen.

2) Indem Eckhart in den ‚rede der unterscheidunge‘ - prononciert durch den Einsatz von semantisch räumlich konnotierten Substantiven, von Adverbien (nah – fern), Präpositionen und Präfixen mit lokaler Bedeutung⁴ - die Gottesbeziehung räumlich konzipiert, erzeugt er durch seine räumliche Modellierung nicht-räumlicher, abstrakter, für die Gottesbeziehung relevanter Sachverhalte Vorstellungen für die Realisierung der Einstellungsänderung, die Eckhart als Voraussetzung für eine Erfahrung göttlicher Präsenz benennt. Die Ansprachen Eckharts haben also den Effekt, mit den vor Augen gestellten Veränderungsprozessen die Erfahrung der göttlichen Präsenz auszulösen bzw. zu

³ Vgl. Jurij M. Lotman, Die Struktur des künstlerischen Textes, S. 329: „Die allgemeinsten sozialen, religiösen, politischen und moralischen Modelle der Welt, mit Hilfe derer der Mensch (...) das ihn umgebende Leben begreift, sind stets mit räumlichen Charakteristika versehen“.

⁴ Vgl. dazu Bettina Felicitas Birk: Konnotation im Deutschen Eine Untersuchung aus morphologischer, lexikologischer und lexikographischer Perspektive. Diss. München 2012.

intensivieren⁵. Sie dienen – um auf eine Formulierung von Hans Ulrich Gumbrecht zurückzugreifen - der ‚Produktion von Präsenz‘⁶.

3) Die Prozesse, durch die eine Vergegenwärtigung des Göttlichen erreicht werden soll, verlangen eine Grenzüberschreitung. Gefordert ist, dass der Mensch seine Ich-Dominanz aufgibt zugunsten eines Lebens, das dem Göttlichen entspricht. Der Veränderungsprozess, dem der Mensch mit seinen Einstellungen unterliegt, wenn er sich auf Gott hin orientiert, nimmt seinen Ausgang in einem Bereich, der seinen besonderen Charakter durch das Besitzdenken des Menschen erhält. Dieses konkretisiert sich im Verfügen-, Aneignen-, Herrschen- und Einordnenwollen, das mehr oder weniger das gesamte Handeln des Menschen bestimmt. In der von Meister Eckhart in den ‚rede der unterschiedunge‘ gewählten Lexik schlägt sich diese Grundeinstellung nieder: Häufig markiert Eckhart mit Possessivpronomina das, was der Mensch aufgeben muss. Es ist das, worüber er verfügt, was er besitzt, was er hat und was ihm zu eigen ist:

Waz ist ein ledic gemüete? Daz ist ein ledic gemüete, daz mit nihte heworren enist noch ze nihte gebunden enist noch daz sin bestez ze keiner wise gebunden enhat noch des sinen niht enmeinet in deheinen dingen, dan

⁵ Hans Ulrich Gumbrecht, *Diesseits der Hermeneutik*, 11; vgl. Anm. 2. Die Funktion des Raumdenkens Eckharts besteht darin, anstelle einer sinnlichen Wahrnehmung die Gegenwärtigkeit des Göttlichen über eine Bezugnahme auf Räumliches vorzustellen. Mit der v.a. anhand von räumlichen Vorstellungen erfolgten Produktion von Präsenz wird die Fähigkeit der im Kontext der RdU kommunizierenden Personen aktualisiert, die unsichtbare Präsenz des Göttlichen räumlich - in Bezug auf den eigenen Körper in dessen Reichweite - zu realisieren und sich ihr anzunähern, auch wenn diese infolge ihres unsichtbaren Charakters prinzipiell nicht als empirische Gegebenheit präsent sein kann. Vgl. zum Ganzen Martin Seel, *Ästhetik des Erscheinens*. München 2000, bes. 120, 125f., 170.

⁶ *Ibid.*; vgl. Hans Ulrich Gumbrecht *ibid.*, 11: „Was uns ‚präsent‘ ist, befindet sich (ganz im Sinne der lateinischen Form *prae-esse*) vor uns, in Reichweite unseres Körpers und für diesen greifbar.“

*alzemäle in dem liebsten willen gotes versunken ist und des sinen
uzgegangen ist.*⁷

Im Folgenden soll es darum gehen, zum substantivisch gebrauchten Possessivpronomen ‚*daz sîne*‘ kookkurrenz-ähnliche Formen aufzusuchen. Damit sind Wörter gemeint, die typischerweise in einem ähnlichen Satzumfeld wie das Ausgangswort *daz sîne* vorkommen. Die distributionelle Semantik geht davon aus, dass solche Wörter eine ähnliche Bedeutung haben. Für die ‚*rede der unterscheidunge*‘ sind an erster Stelle zu nennen die Wörter ‚*eigen*‘, ‚*eigenschaft*‘, dann als Antonyme ‚*armuot*‘, ‚*blôz*‘, ‚*ledic*‘ und ‚*lûter*‘, sowie im Gegensatz zu ‚*vrî*‘ das Verb ‚*binden/gebunden*‘.

Zentral für die Klärung der von Eckhart in seinen ‚*rede der unterscheidunge*‘ zur Sprache gebrachten Grundeinstellung ist die mhd. Lexie ‚*eigen/eigenschaft/eigentum*‘. Wortgeschichtlich interessant ist, dass ‚*eigenschaft*‘ und ‚*eigenheit*‘ Lehnübersetzungen von lateinisch ‚*proprietas*‘ sind⁸. Die *voluntas propria* steht in Opposition zur mönchischen Haupttugend, dem Gehorsam, und ist als „Vergehen gegen den göttlichen ordo“ - so die Basiliusregel, die Benediktregel, Cassian u.a. - zu bekämpfen⁹. Im 12. Jh. wird ‚*proprium*‘ zu einem Oberbegriff, „der alles umfasst, was der Mensch für sich, d.h. ohne göttlichen Rückbezug, denkt, empfindet und besitzt.“¹⁰ Es geht um einen Bezug des Individuums zu sich selbst, um die Selbstbezogenheit und Ichbefangenheit der

⁷ RdU, c. 2 (DW V, 190,8-11). Übersetzung S. 506: „Was ist ein lediges Gemüt? Das ist ein lediges Gemüt, das durch nichts beirrt und an nichts gebunden ist, das sein Bestes an keine Weise gebunden hat und in nichts auf das Seine sieht, vielmehr völlig in den liebsten Willen Gottes versunken ist und sich des Seinigen entäußert hat.“

⁸ H.-J. Fuchs, ‚*Eigenschaft*‘, in: Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 2, hg. von Joachim Ritter, Basel/Stuttgart 1972, Sp.334-337, hier Sp. 334.

⁹ Id., *Eigenwille*, *ibid.*, Sp. 342-345, hier Sp. 343.

¹⁰ Id. (nt. 11), Sp. 335.

menschlichen Existenz¹¹. Von diesem wortgeschichtlichen Zusammenhang her ist es plausibel, dass Eckhart in Kapitel 23 formuliert:

*wir suln alliu dinc haben, als ob sie uns gelihen sîn und niht gegeben, âne alle eigenschaft, ez sî lîp oder sêle, sinne, krefte, ûzerlich guot oder êre, vriunde, mâge, hûs, hof, alliu dinc.*¹²

Mit dem Ausschluss von ‚eigenschaft‘ ist demnach eine Absage an interessenbedingte Ansprüche, d.h. an jegliche Form eines selbstdefinierten Mangels von anderem, gemeint. Der Mensch, der sich von allem leicht zu trennen vermag, ist frei¹³, weil er nicht – wie Freimut Löser formuliert – „besessen (ist) von seinen Werken“¹⁴ und ihm auch nicht der Besitz von anderem lebensnotwendig ist:

*Der ist vil saeliger, der aller dinge mac enbern und ir niht enbedarf, dan der alliu dinc besezzen hât mit nôtdurft. Der mensche ist der beste, der des enbern kan, des er keine nôt enhât. Dar umbe, der allermeist kan enbern und versmaehen, der hât allermeist gelâzen.*¹⁵

¹¹ Ibid. (nt. 11), Sp. 336.

¹² RdU, c. 23 (DW V, 296, 4-6). Übersetzung: „Wir sollen alle Dinge haben, als ob sie uns geliehen seien und nicht gegeben, ohne alle Eigenschaft, es sei Leib oder Seele, Sinne, Kräfte, äußerliches Gut oder Ehre, Freunde, Verwandte, Haus, Hof, alle Dinge.“

¹³ Cf. Udo Kern, „Der Mensch sollte werden ein Gott Suchender.“ Zum Verständnis des Menschen in Eckharts ‚rede der underscheidung‘, in: Meister Eckhart in Erfurt, hg. von Andreas Speer und Lydia Wegener, Berlin 2005 (Miscellanea Mediaevalia 32), 146-160, bes. 156-160; Freimut Löser, *Ledic und vrî*: Aspekte von Freiheit und *eigenschaft* in Meister Eckharts deutschen Texten, in: Christine Büchner und Freimut Löser, Meister Eckhart und die Freiheit (Meister-Eckhart-Jahrbuch, Bd. 12), 137-158, hier 140: „Eigenschaft haben bedeutet für Eckhart etwas zu besitzen, gleichzeitig aber eben auch davon besessen zu sein. Frei ist, wer sich aller derartigen *eigenschaft* entschlägt.“

¹⁴ Cf. Freimut Löser (nt. 16), 139.

¹⁵ RdU, c. 23 (DW V, 300, 6-9). Übersetzung: „Der ist viel seliger, der alle Dinge entbehren kann und ihrer nicht bedarf, als der, der alle Dinge besessen hat aus einem Bedürfnis heraus. Der Mensch ist der beste, der das entbehren kann, was er nicht

Daraus resultiert eine veränderte Handlungsintention: Man soll keinen Profit ziehen aus dem, was begegnet, und in Bezug auf die Welt keine Selektion vornehmen, die diese entsprechend den Eigeninteressen und Aneignungsmustern des Ichs definiert:

Der mensche sol (...) niht eigens behalten noch nihtes ensuochen, weder nutz noch lust noch innicheit noch süezicheit noch lôn noch himelrîche noch eigenen willen.¹⁶

Für das Präsentwerden des Göttlichen im Inneren des Menschen bedeutet dies: Der Mensch soll generell – das wird in den ‚rede der unterscheidunge‘ in Opposition zu ‚binden‘ und ‚gebunden‘ mit dem Lexem ‚ledic‘ artikuliert - überhaupt keine Ich-Bindung mehr zu dem haben, was außerhalb von ihm ist¹⁷. Deshalb ist für ihn, da ihn keine selbstreferentielle, auf Aneignung gerichtete Intentionalität mehr motiviert, ein ‚ledic gemüete‘ charakteristisch¹⁸. Etwas anders akzentuiert heißt dies, dass das ‚gemüete‘¹⁹ bzw. allgemein der Mensch ‚blôz‘ sein muss²⁰; d.h. Äußeres darf mit seiner Eigenart auf den Menschen keinen ihn formenden Einfluss nehmen. Eckhart führt in Zusammenhang damit in c. 21 für das menschliche Bewusstsein aus: Dieses muss ein geschlossenes System sein, damit eine Beeinflussung von außen ausgeschlossen ist²¹. Voraussetzung dafür ist,

notwendig braucht. Darum: Wer am meisten entbehren kann und verschmähen, der hat am meisten gelassen.“

¹⁶ RdU, c. 21 (DW V, 281, 3-5). Übersetzung: „Der Mensch soll nichts Eigenes behalten noch etwas suchen, weder Nutzen noch Lust noch Innigkeit noch Süßigkeit noch Lohn noch Himmelreich noch eigenen Willen.“

¹⁷ Cf. RdU, c. 23 (DW V, 298,2).

¹⁸ Cf. RdU, c. 2 (DW V, 190, 9-12).

¹⁹ Lexer, Mittelhochdeutsches Handwörterbuch. Leipzig 1872, Bd. 1, Sp. 847, zu ‚gemüete‘: „coll. zu muot, gesammtheit der gedanken u. empfindungen, sinn, inneres, herz“.

²⁰ Cf. Z.B. RdU, c. 19 (DW V, 262, 2).

²¹ RdU, c. 21 (DW V, 276, 5-7).

dass die Vernunft ihre - mit der Kindheit beginnende - Fehlorientierung zu den Kreaturen hin korrigiert. Denn eine derartige Orientierung hat zur Konsequenz, dass das Innere des Menschen zum Raum wird, in dem bislang gemachte Erfahrungen in Form von Erinnerungsbildern gespeichert werden und der Mensch – in seinem Rezeptionsverhalten davon geformt - auf ihrer Basis neu Begegnendes typisierend und einordnend sich aneignet und auf diese Weise Wirklichkeit konstruiert. Eckhart stellt insbesondere in c. 21 die Handlungskonsequenzen dar, die sich für den Menschen im Hinblick auf eine Produktion²² von Präsenz des Göttlichen aus einem kreatürlich determinierten Bewusstseinszustand ergeben:

Man sol daz lernen, daz man in den werken ledic si. Daz ist aber einem ungeüebeten menschen ungewonlich ze tuonne, daz ez der mensche dar zuo bringe, daz in kein menige noch kein werk enhinder - und dar zuo gehoeret grozer vliz - und im got als gegenwertic si und staeticliche liuchte als blôz ze einer ieglichen zit und in aller menige. Dar zuo gehoereret gar ein behender vliz und sunderliche zwei dinc: daz ein, daz sich der mensche wol verslozzen habe inwendic, daz sin gemüete si gewarnet vor den bilden, diu uzwendic stant, daz sie uzwendic im bliben und in keiner vremden wise mit im wandeln und umbegan und keine stat in im vinden. Daz ander, daz sich sin inwendigen bilde, ob ez bilde sin oder ein erhabenheit des gemüetes, oder uzwendic bilde oder swaz daz si, daz der mensche gegenwertic hat, daz er sich in den iht zerlaze noch zerströuwe noch veriuzer in der menige. Der mensche sol alle sine krefte dar zuo wenen und keren und gegenwertic haben sine inwendicheit.²³

²² Mit der Formulierung ‚Produktion von Präsenz‘ greife ich auf Ausführungen von Hans Ulrich Gumbrecht, *Diesseits der Hermeneutik*, aaO 11, zurück. Der Ausdruck ‚Produktion von Präsenz‘ verweist „auf alle möglichen Ereignisse und Prozesse, bei denen die Wirkung ‚präsender‘ Gegenstände auf menschliche Körper ausgelöst oder intensiviert wird.“ Vgl. Anm. 6.

²³ *Ibid.*, c. 21 (DW V, 275,10-276, 12). Übersetzung S. 528f: „Man muß lernen, mitten im Wirken (innerlich) ungebunden zu sein. Es ist aber für einen ungeübten Menschen ein ungewöhnliches Unterfangen, es dahin zu bringen, dass ihn keine Menge und kein

4) Der Mensch hat die von Eckhart u.a. in Kapitel 21 der *„rede der unterschiedunge“* vorgestellte Verfassung realisiert, wenn er frei von allen äußeren Bestimmungen ist. Es handelt sich um eine Freiheit, die als Freiheit von allem, was von Gott trennt, „Freiheit zu Gott und Freiheit für Gott“ ist²⁴. Diesen Menschen kennzeichnet dann die *„armuot des geistes“* – eine Verfassung, die Eckhart als Grundlage für alle Seligkeit und Vollkommenheit bezeichnet²⁵. Denn der Mensch hat sich *„aller dinge entwenet und in entwemdet“* (278,7) und verfolgt nicht mehr in den Dingen seine Eigeninteressen (278,13f), so dass er in der Lage ist, Gott in allen Dingen zu suchen, zu finden und zu empfangen.

5) Die von Eckhart vorgestellte Einstellungsänderung ist bestimmt von der Orientierung am Göttlichen. Bei der sprachlichen Darstellung des Objektbereichs menschlicher Vollzüge wird dies daran deutlich, dass der Wechsel in einen neuen semantischen Raum mit Gesetzmäßigkeiten und Einstellungen, die in Opposition zum Ausgangsraum stehen, am Wechsel vom Plural in den Singular zu verfolgen ist: An die Stelle der Vielheit von Dingen als Objekt eines besitzorientierten Verlangens tritt im neuen semantischen Raum Gott als singuläres Wesen, dem ausschließlich die menschliche Aufmerksamkeit zu gelten hat: *„Der mensche sol sich wenen,*

Werk behindere - es gehört großer Eifer dazu - und dass Gott ihm beständig gegenwärtig sei und ihm stets ganz unverhüllt zu jeder Zeit und in jeder Umgebung leuchte. Dazu gehört ein gar behender Eifer und insbesondere zwei Dinge: das eine, dass sich der Mensch innerlich wohl verschlossen halte, auf dass sein Gemüt geschützt sei vor den Bildern, die draußen stehen, damit sie außerhalb seiner bleiben und nicht in ungemäßer Weise mit ihm wandeln und umgehen und keine Stätte in ihm finden. Das andere, dass sich der Mensch weder in seine inneren Bilder, seien es nun Vorstellungen oder ein Erhobensein des Gemütes, noch in äußere Bilder oder was es auch sein mag, was dem Menschen (gerade) gegenwärtig ist, zerlasse noch zerstreue noch sich an das Vielerlei veräußere. Daran soll der Mensch alle seine Kräfte gewöhnen und darauf hinwenden und sich sein Inneres gegenwärtig halten.

²⁴ Freimut Löser (nt. 16), 149.

²⁵ Cf. RdU, c. 23 (DW V, 297,8 sq.).

*daz er des sinen in keinen dingen niht ensuoche noch enmeine und daz er got in allen dingen vinde und neme.*²⁶ Demnach muss ein dingbezogenes Handeln, das vom eigenen Willen und von der pervertierten Vernunft²⁷ motiviert ist, verändert werden. Denn der eigene Wille richtet sich auf das Herrschen und Verfügen über die Wirklichkeit; die pervertierte Vernunft ist von ihrer kreatürlichen Orientierung bestimmt, so dass infolgedessen der Mensch das Göttliche verdinglicht und sich aneignet. Damit ist es aber für die menschliche Vernunft unmöglich, die Präsenz des Göttlichen, das der kreatürlich qualifizierten Vernunft als ihrem ‚eigen‘ von Natur aus²⁸ vorausliegt, zu rezipieren. Eckhart führt dazu aus:

*Dis ist vor allen dingen not: daz der mensche sine vernunft wol und zemale gote gewene und üebe, so wirt im alle zit innen götlich. Der vernunft enist niht als eigen noch als gegenwertic noch als nahe als got. (...) Wan, swie eigen oder natiurlich ir got si, so si doch mit dem ersten wirt verkeret und wirt begründet mit den creaturen und mit in verbildet und dar zuo gewenet, so wirt si an dem teile also verkrenket und ungewaltic ir selbes und ir edeliu meinunge also sere verhindert, (...)*²⁹.

6) Dies heißt: Der Mensch vermag seine Gottesbeziehung zu restituieren, wenn er seine Vernunft und seinen Willen u.a. durch ‚gehorsam‘³⁰, ‚gelazenheit‘³¹, ‚abegescheidenheit und armuot des geistes‘³² so verändert hat, dass er nicht mehr handelt, um Wirklichkeit zu besitzen, sondern seine Aktivität daran setzt, das Göttliche empfangen zu können:

²⁶ RdU, c. 21 (DW V 278,13f).

²⁷ Ibid. (DW V 277,12f).

²⁸ Ibid.

²⁹ Ibid. (DW V 277, 4-6.12-15).

³⁰ Vgl. RdU, c. 1.

³¹ RdU, c. 21 (DW V 283,8ff).

³² RdU, c. 21 (DW V, 280,8; zu ‚armuot des geistes‘: vgl. 300,1-301,2).

*man muoz eine wolgeüebete abegescheidenheit haben, diu vor- und nachgande si. Denne mac man groziu dinc von gote enpfahen und got in den dingen.*³³

Die sich an dieser Stelle abzeichnende Verschiebung beim Menschen besteht in der Verlagerung vom begehrenden Wollen³⁴ und besitzergreifenden Handeln in Bezug auf die äußere Wirklichkeit zum Erleben des Göttlichen. Dieses kommt zustande, wenn der Mensch resonanzsensibel³⁵ für das Göttliche wird. Verschiedene mentale Operationen sind dazu erforderlich:

a) Wie in den vorangegangenen Ausführungen bereits dargelegt, muss der Mensch sich befreien von der Exklusivität des Kreatürlichen, besonders von allen kreatürlichen Determinationen und Definitionen, denen er unterliegt.

b) Der Mensch muss aktiv Gott suchen:

*Alsô wart gesprochen von einem menschen, der solte eines niuwen lebens beginnen von niuwem, und sprach ich alsô in dirre wise: daz der mensche solte werden ein gotsuochender in allen dingen und gotvindender mensche.*³⁶

c) Dies bedeutet, dass der Mensch die Fähigkeit besitzen muss, Gott als den Einen zu finden, der unterschiedslos in allen Dingen und zu jeder Zeit präsent ist. Die mentale Operation, durch die dies erreicht werden kann, besteht nicht in der Selektion des Vielen. Vielmehr begegnet er dem Göttlichen, wenn er andauernd alle Dinge, auf die er trifft, kondensiert auf das Göttlich-Eine hin:

³³ Ibid. (DW V 280,6-10).

³⁴ RdU, c. 3 (195,6f).

³⁵ Hartmut Rosa, Resonanz. Berlin 2016, 325 u. 347.

³⁶ RdU, c. 23 (DW V 289, 11-13).

(...) Der got also in wesenne hât, der nimet got götlichen, und dem liuhtet er in allen dingen; wan alliu dinc smeckent im götlichen, und got erbildet sich im uz allen dingen. In im blicket got alle zit, in im ist ein abegescheiden abekeren und ein inbilden sines geminneten gegenwertigen gotes.³⁷

Glicher wîs, (...) der dâ hitziclichen ein dinc minnet mit ganzer kraft also, daz im niht anders ensmecket und ze herzen gât dan daz, und meinet daz aleine und anders zemäle nihtes: entriuwen, swâ der so mensche ist oder bi swem er ist oder swes er beginnet oder swaz er tuot, so erlischet niemer in im, daz er also minnet, und in allen dingen vindet er des dinges bilde und ist im als gegenwertic, als vil der minne merer und merer ist.³⁸

7) Die in den ‚rede der underscheidunge‘ postulierte Erfahrung des Einen im vielfältig Unterschiedenen setzt voraus,

a) dass das Göttliche unterschiedslos präsent ist und deshalb überall und zu jeder Zeit gleich erfahren werden kann:

Wem reht ist, in der warheit, dem ist in allen steten und bi allen liuten reht. Wem aber unreht ist, dem ist unreht in allen steten und bi allen liuten. Wem aber reht ist, der hat got in der warheit bi im. Wer aber got rehte in der warheit hat, der hat in in allen steten und in der straze und bi allen liuten als wol als in der kirchen oder in der einoeede oder in der zellen; ob er in anders rehte hat und ob er in aleine hat, den menschen enmac nieman gehindern. War umbe? Da hat er aleine got und meinet aleine got und werdent im alliu dinc luter got . Dér mensche treget got in allen sinen werken und in allen steten (...).³⁹

³⁷ RdU, c. 6 (DW V, 205,10-206,1).

³⁸ Ibid., (DW V 206,8-13).

³⁹ RdU. C. 6 (DW V, 201,3-12). Übersetzung: „Wer aber recht daran ist, der hat Gott in Wahrheit bei sich; wer aber Gott recht in Wahrheit hat, der hat ihn an allen Stätten und auf der Straße und bei allen Leuten ebenso gut wie in der Kirche oder in der Einöde oder in der Zelle; wenn anders er ihn recht und nur ihn hat, so kann einen solchen

b) Aus der Unterschiedslosigkeit der Präsenz des Göttlichen resultiert auch, dass das Göttliche dem Menschen, auch wenn dieser sich - z.B. aufgrund seines Sündenbewusstseins - in Distanz zum Göttlichen zu befinden meint, beständig nahe ist⁴⁰. Ein weiterer Aspekt, der von Eckhart in den *„rede der unterscheidunge“* in diesem Zusammenhang in den *„rede der unterscheidunge“* thematisiert wird, betrifft das Denken, das der Zeit unterliegt: In zeitlicher Hinsicht ist es der Mensch, der Gott durch sein Denken der göttlichen Präsenz zum Verschwinden bringen kann, insofern das Denken dem Gesetz von Werden und Vergehen unterliegt⁴¹. Anstelle des Denkens sollte der Mensch, so Eckhart, die Präsenz Gottes habitualisieren dadurch, dass er zu jeder Zeit in seinen zentralen Vollzügen, d.h. seinem Bewusstsein, seiner Intentionalität und in seiner Liebe, Gott gegenwärtig hat:

Menschen niemand behindern. Warum? Weil er einzig Gott hat und es nur auf Gott absieht und alle Dinge ihm lauter Gott werden. Ein solcher Mensch trägt Gott in allen seinen Werken und an allen Stätten (...).“

⁴⁰ Vgl. RdU, c. 17 (DW V, 250,3-5): *„wan der mensche ga verre oder nahe, got engat niemer verre, er blibet ie stande nahent; und enmac er niht innen bliben, so enkumet er doch niht verrer dan vür die tür.“* - Übersetzung S. 522: „Denn, ob der Mensch nun in der Ferne oder in der Nähe wandle: Gott geht nimmer in die Ferne, er bleibt beständig in der Nähe; und kann er nicht drinnen bleiben, so entfernt er sich doch nicht weiter als bis vor die Tür.“

⁴¹ RdU, c. 6 (DW V 205,5-12): *„Der mensche ensol niht haben noch im lazen genüegen mit einem gedahten gote, wan, swenne der gedank vergat, sö vergat ouch der got. Mer: man sol haben einen gewesenden got, der verre ist obe den gedenken des menschen und aller creature. Der got envergät 'niht, der mensche enkere denne willicliche abe. Der got also in wesenne hät, der nimet got göttlichen, und dem liuhtet er in allen dingen; wan alliu dinc smeckent im göttlichen, und got erbildet sich im uz allen dingen.“* - Übersetzung S. 510: „Der Mensch soll sich nicht genügen lassen an einem gedachten Gott; denn wenn der Gedanke vergeht, so vergeht auch der Gott. Man soll vielmehr einen wesenhaften Gott haben, der weit erhaben ist über die Gedanken des Menschen und aller Kreatur. Der Gott vergeht nicht, der Mensch wende sich denn mit Willen von ihm ab. Wer Gott so, (d. h.) im Sein, hat, der nimmt Gott göttlich, und dem leuchtet er in allen Dingen; denn alle Dinge schmecken ihm nach Gott, und Gottes Bild wird ihm aus allen Dingen sichtbar (...).“

Der mensche sol got nemen in allen dingen und sol sin gemüete wenen, daz er alle zit got habe in gegenwerticheit in dem gemüete und in der meinunge und in der minne.⁴²

c) Dies bedeutet für die Produktion der Präsenz des Göttlichen, dass der Mensch sich bei seinem Tun trotz aller Verschiedenheit seiner Vollzüge infolge der göttlichen Unterschiedslosigkeit auf das Göttliche immer auf gleiche Weise in allem Verschiedenen beziehen muss:

Aber du solt in den werken ein glichez gemüete haben und ein glichez getriuwen und eine gliche minne ze dinem gote und einen glichen ernst. Entriuwen, were dir also glich, so enhinderte dich nieman dines gegenwertigen gotes.⁴³

8) Insofern das Göttliche nur in entdifferenzierter Weise präsent ist, kann es nicht vergegenständlicht, lokalisiert und identifiziert werden. Aufgrund dessen ist es äußerlich auch nicht im Unterschied zu anderem als eine bestimmte Größe wahrzunehmen, sondern ist als Wirklichkeit in allem Bestimmbaren innerlich, nur latent und unbestimmbar präsent. Eckhart trägt diesem Sachverhalt Rechnung, indem er über die lexische Opposition *innen* – *ûzen* eine räumliche Modellierung vornimmt, die sowohl die unsichtbare wie die sichtbare Dimension von allem in der Immanenz sich Befindlichen betrifft.

⁴² RdU, c. 6 (DW V, 203,1-3). – Übersetzung S. 509: „Der Mensch soll Gott in allen Dingen ergreifen und soll sein Gemüt daran gewöhnen, Gott allzeit gegenwärtig zu haben im Gemüt und im Streben und in der Liebe.“

⁴³ RdU, c. 6 (DW V, 203,9-12). – Übersetzung S. 509: „Du sollst jedoch in allen Werken ein gleichbleibendes Gemüt haben und ein gleichmäßiges Vertrauen und eine gleichmäßige Liebe zu deinem Gott und einen gleichbleibenden Ernst. Traun, wärest du so gleichmütig, so würde dich niemand hindern, deinen Gott gegenwärtig zu haben.“

a) In Bezug auf den Menschen: Eckhart stellt fest - in seiner Interpretation des göttlichen Interesses an den Werken des Menschen –, dass für Gott ausschließlich das wichtig ist, was latent als ‚grunt‘⁴⁴, d.h. als Einstellung, als Bewusstsein und als Intention von innen, d.h. von der psychischen Dimension her, das sinnlich wahrnehmbare, äußere menschliche Handeln bestimmt. Dies heißt: Die psychische Dimension der Gottesbeziehung ist beim Menschen die Stelle, an der er resonanzsensibel für die Präsenz des Göttlichen sein kann, wenn er anstelle seines kreatürlich qualifizierten Denkens ein Beziehungsverhalten zeigt, das *„an einem inniclichen vernünfftigen zuokerenne und meinenne gotes“* besteht⁴⁵:

*wan got ensihet niht ane, waz diu werk sin, dan aleine, waz diu minne und diu andaht und daz gemüete in den werken si. Wan im enist niht vil umbe unsriu werk, sunder aleine umbe unser gemüete in allen unsern werken, und daz wir in aleine minnen in allen dingen.*⁴⁶

b) In Bezug auf die Dinge: Die Latenz des Göttlichen im Inneren der Dinge macht ein Lernen erforderlich, das den Menschen befähigt, *„diu dinc durchbrechen und sinen got dar inne nemen“*⁴⁷. Dieses Lernen ist erfolgreich, wenn es dem Menschen gelingt, alles in religiöser Perspektive zu betrachten; d.h. wenn *„er alliu dinc göttliche nimet und mer, dan diu dinc an in selber sint.“*⁴⁸ Eine aus der Wahrnehmung der Dinge sich ergebende Erfahrung göttlicher Präsenz beruht demnach auf der menschlichen Wahrnehmungsperspektive, bei der der Mensch das Göttliche in allem

⁴⁴ RdU, c. 4 (DW V, 198,7-9): *„Hie merke, daz man allen viliz sol dar uf legen, daz man guot si, niht als vil, waz man getuo oder welherleie geslehte diu werk sin, sunder, wie der grunt der werke si.“*

⁴⁵ RdU, c. 6 (DW V, 205,2f).

⁴⁶ RdU, c. 16 (DW V, 247,6-9).

⁴⁷ RdU, c. 6 (DW V, 207,8).

⁴⁸ RdU, c. 6 (DW V, 207, 1f).

Immanenten sucht und findet⁴⁹. Infolge der Intensität, mit der der Mensch sich durch seine Liebe, sein Streben sowie durch seine auf Gott hin bezogenen Gedanken und Gefühle fokussiert, kommt es dazu, dass „werdent im alliu dinc lûter got.“⁵⁰ Damit ist jedoch keine platte Identität des Wahrgenommenen mit dem Göttlichen gemeint, sondern eine Einsicht, die aus seiner – das Äußere transzendierenden - Perspektive resultiert. Eckhart differenziert im Hinblick darauf zwischen dem Äußeren und dem Inneren der Dinge:

Aber diu uzerheit der bilde ensint den geüebeten menschen niht uzerlich, wan alliu dinc sint den inwendigen menschen ein inwendigiu götlichiu wise. Dis ist vor allen dingen not, daz der mensche sine vernunft wol und zemale gote gewene und üebe, so wirt im alle zit innen götlich. Der vernunft enist niht als eigen noch als gegenwertic noch als nahe als got.⁵¹

9) Der Mensch bezieht sich in einer nicht-vergegenständlichenden Weise auf die Welt und auf das Göttliche, wenn er dieses – wie Eckhart in Absage an jegliches Besitzdenken⁵² und jegliches Begehren formuliert – als sein

⁴⁹ RdU, c. 22 (DW V, 289,12-290,1): „daz der mensche solte werden ein gotsuochender in allen dingen und gotvindender mensche ze aller zit und in allen steten und bi allen liuten in allen wissen.“ - Übersetzung, S. 533: „Dass der Mensch ein Gott in allen Dingen suchender und ein Gott zu aller Zeit und an allen Stätten und bei allen Leuten in *allen* Weisen findender Mensch werden müsste.“

⁵⁰ RdU, c. 6 (DW V, 201,11f).

⁵¹ RdU, c. 21 (DW V, 277,1-6). – Übersetzung S. 529: „Jedoch die äußeren Erscheinungsformen sind den geübten Menschen nichts Äußerliches, denn *alle* Dinge haben für die innerlichen Menschen eine inwendige göttliche Seinsweise. Dies ist vor allen Dingen nötig: dass der Mensch seine Vernunft recht und völlig an Gott gewöhne und übe; so wird es allzeit in seinem Innern götlich. Der Vernunft ist nichts so eigen und so gegenwärtig und so nahe wie Gott.“

⁵² Vgl. RdU, c. 23 (DW V, 298,11-299: „Diz eigen suln wir da mite erarnen, daz wir hie sine eigenschaft unser selbes und alles, daz er niht enist.“ - Übersetzung S. 535: „Dieses Eigen sollen wir damit verdienen, dass wir hienieden ohne Eigenbesitz unserer selbst und alles dessen sind, was nicht Er ist.“

*vrî eigen*⁵³ betrachtet. Indem er auf seinen Aneignungsmodus verzichtet, schafft er die Voraussetzung dafür, dass er das, was ihm begegnet, als responsiv zu erfahren⁵⁴ vermag. Er geht dann sozusagen ‚leihweise‘⁵⁵ mit allem um, was möglich macht, dass das Begegnende als unabhängige Wirklichkeit, ‚mit seiner eigenen Stimme‘⁵⁶, präsent werden kann. Darüber hinaus: Eine derartige Resonanzbeziehung setzt nicht nur voraus – so Hartmut Rosa –, dass

*beide Pole der Beziehung mit eigener (und oft irritierender) Stimme sprechen, also nicht beliebig manipulierbar sind, sondern sie sind konstitutiv auch dadurch charakterisiert, dass die Antwort auch ausbleiben, dass die Stimme nicht ertönen kann (...)*⁵⁷.

Den hier deutlich werdenden responsiven Charakter hat Eckhart in seinen *rede der underscheidunge* auf verschiedene Weise zur Sprache gebracht: a) Mit den Begriffen *kouf* und *widergelt* wird ein dynamisches Geschehen zwischen dem Menschen und Gott/den Dingen thematisiert, das auf wechselseitig ablaufenden Prozessen von ‚empfangen‘ und ‚geben‘ sowie von ‚geben‘ und ‚nehmen‘ basiert; b) im syntaktischen Parallelismus: „*Swer alliu dinc wil nemen, der muoz ouch alliu dinc begeben*“⁵⁸ wird mit der Antithese von *benemen* und *begeben* die Ungleichheit des semantisch Gleichen akzentuiert: Das vom Menschen Empfangene unterscheidet sich von dem von Gott Gegebenen durch seinen Status: Nach dem Willen Gottes kann der Mensch darüber nicht verfügen, sondern hat zu realisieren, dass das von Gott Gegebene von ihm nicht

⁵³ RdU, c. 3 (DW V, 195,5).

⁵⁴ Rosa, Resonanz, aaO 289.

⁵⁵ RdU, c. 23 (DW V, 296,4-6): „*Mer: wir suln alliu dinc haben, als ob sie uns gelihen sin und niht gegeben, ane alle eigenschaft, ez si lip oder sele, sinne, krefte, uzerlich guot oder ere, vriunde, mage, hus, hof, alliu dinc.*“

⁵⁶ Hartmut Rosa, Resonanz, aaO 298.

⁵⁷ Rosa, aaO 295.

⁵⁸ RdU, c. 23 (DW V 295,2).

beherrscht werden kann, weil Gott es dem Menschen als ‚*vrî eigen*‘ gegeben hat:

*Swer alliu dinc wil nemen, der muoz ouch alliu dinc begeben. Daz ist ein glicher kouf und ein glich widergelt, als ich vorlanc eines sprach. Dar umbe, als got uns sich selber und alliu dinc wil ze einem vrien eigene geben dar umbe wil er uns alle eigenschaft gar und zemâle benemen.*⁵⁹

Der Wille des Menschen, Gott präsent haben zu wollen, scheitert infolgedessen. Denn Gott - dem Menschen als ‚*vrî eigen*‘ gegeben – steht ihm nicht zur Verfügung; Gott ist kein Objekt menschlicher Wahrnehmung und Erkenntnis. Vielmehr erfährt der Mensch, obwohl das Göttliche – wie Eckhart an etlichen Stellen der ‚*rede der unterscheidunge*‘ betont - jederzeit präsent ist, immer wieder auch dessen Abwesenheit, d.h. Gott ist präsent, auch wenn in bestimmten Situationen der Mensch nur seine Absenz erfährt.

Die sich in der menschlichen Erfahrung dabei manifestierende Spannung von Absenz und Präsenz des Göttlichen ist Resultat einer Dynamik, die das Resonanzgeschehen zwischen Gott und Mensch kennzeichnet: Am Anfang kann durchaus die Erfahrung eines Wohlgefühls und eines süßen Empfindens⁶⁰ beim Menschen stehen – in der Sicht Eckharts oft ein faszinierender Modus einer Präsenzerfahrung des Göttlichen, der das Interesse am Göttlichen und die Fokussierung darauf motiviert. Eine weitere Phase ergibt sich aus der Erfahrung, dass parallel mit der Zunahme an Gottesliebe dann der anfängliche Modus des

⁵⁹ RdU, c. 23 (DW V 295,2-5). – Übersetzung S. 535: „Wer alle Dinge empfangen will, der muss auch alle Dinge hergeben. Das ist ein gerechter Handel und ein gleichwertiger Austausch, wie ich lange vorauf einmal sagte. Darum, weil Gott sich selbst und alle Dinge uns zu freiem Eigen geben will, darum will er uns alles Eigentum ganz und gar benehmen.“

⁶⁰ RdU, c. 10 (DW V, 219,10-220,10).

Affiziertwerdens - Wohlgefühl und süßes Empfinden – abnehmen kann⁶¹. Wenn das Resonanzgeschehen dann dennoch keinen Abbruch erleidet und der Mensch uneingeschränkt an seiner Gottesliebe festhält, zeigt dies für seine Bezugnahme auf das Göttliche, dass er sich darauf als auf ein ‚*vrî eigen*‘, d.h. auf das Göttliche als ‚*mit eigener Stimme sprechend*‘⁶², bezieht.

10) Indem der Mensch darauf verzichtet, das ihn angehende Widerfahrende bestimmen zu wollen, hat er sich verwandelt. Er antwortet stattdessen damit, dass er sich auf das Widerfahrene in Liebe bezieht, auch wenn er es nicht begrifflich feststellen und einordnen kann.

11) Eine wichtige Bedeutung für eine aktive Bezugnahme auf das Göttliche trotz seiner erfahrenen Absenz kommt bei der Produktion⁶³ einer Präsenz des Göttlichen der *memoria* zu. Eckhart thematisiert in c. 11 der ‚*rede der underscheidunge*‘ folgende Erfahrung:

Ouch solt du wizen, daz der guote wille gotes niht mac gemissen Mer: daz enpfinden des gemüetes daz misset sin underwilen und waenet dicke, got si vür gegangen. Waz solt du denne tuon? Rehte daz selbe, daz du taetest, da du in dem groesten tröste waerest; daz selbe lerne tuon, sô du in dem meisten lidenne bist, und halt dich in aller wise, als du dich dâ hieltest. Ez enist kein rat als guot, got ze vindenne, dan wâ man got laezet; und wie dir was, dô du in zem lesten hâtest, also tuo nû, die wile dû sîn missest, sô vindest dû in.⁶⁴

⁶¹ Ibid., DW V, 220,7-10 .

⁶² Hartmut Rosa, *Resonanz*, 285; vgl. Hartmut Rosa, *Unverfügbarkeit*, 58: „Resonanz Erfahrung (impliziert) so etwas wie die Erfahrung einer eigenständigen (Gegen-)Kraft, die sich jeder ‚mechanischen‘ Verfügbarkeit widersetzt. ... Wir müssen uns darauf einlassen, wenn wir ihm begegnen wollen. (...) Vielleicht ist der Begriff des Eigensinns am geeignetsten, um diese Wahrnehmung zu fassen.“

⁶³ Vgl. Anm. 6 u. 22.

⁶⁴ RdU, c. 11 (DW V, 224,9-225,5). – Übersetzung S. 515: „Du musst ferner wissen, dass der gute Wille Gott gar nicht verlieren kann. Wohl aber vermisst ihn das Empfinden

Beobachtet man die dargestellte Erfahrung genauer, ist zunächst festzuhalten, dass am Anfang eine Nicht-Erfahrung steht: An die Stelle der bisherigen Erfahrung einer Präsenz des Göttlichen ist die Erfahrung seiner Abwesenheit getreten. Der Mensch gewinnt den Eindruck, dass sein auf Gott bezogenes Verhalten ohne Resonanz bleibt, so dass er dies als Verlust der göttlichen Präsenz empfindet. Eckharts Empfehlung beinhaltet einen Wechsel von der Gegenwart in die Vergangenheit. Die infolge der Erinnerung an das zurückliegende Resonanzgeschehen zwischen Gott und Mensch erfolgende Vergegenwärtigung setzt eine Kraft frei, aufgrund derer die Differenz zwischen beiden Zeiträumen hinfällig wird und der Mensch erneut in seiner Situation die göttliche Präsenz – infolge einer bei ihm sich ereignenden Aufhebung der Differenz von Vergangenheit und Gegenwart - zu erfahren vermag.

des Gemütes zuweilen und wähnt oft, Gott sei fortgegangen. Was sollst du dann tun? Genau dasselbe, was du tätest, wenn du im größten Trost wärest; dasselbe lerne tun, wenn du im größten Leiden bist, und verhalte dich ganz so, wie du dich dort verhieltest. Es gibt keinen gleich guten Rat, Gott zu finden, als ihn dort zu finden, wo man ihn fahren lässt. Und wie dir war, als du ihn zuletzt hattest, so tu auch nun, da du ihn vermissest, so findest du ihn.“